Zu echt, um zu vergessen

Sie kannten die Worte des anderen. Jetzt müssen sie die Wahrheit erfahren.



Laura Bellini

Zu echt, um zu vergessen

Sie kannten die Worte des anderen. Jetzt müssen sie die Wahrheit erfahren.

Laura Bellini

ROMANS

ISBN: 9788384904107

ALL-IN Rafał Płonkowski



INHALTSVERZEICHNIS

INTRO 4
Kapitel 1 - Die Stimme auf der anderen Seite 12
Kapitel 2 - Ohne Anonymität 27
Kapitel 3 - Alles, was man nicht hören kann 43
Kapitel 4 - Nicht alles lässt sich aufschreiben 54
Kapitel 5 - Das Recht, Nein zu sagen 68
Kapitel 6 - Wo die Worte enden 81
Kapitel 7 - Auf der anderen Seite des Kusses 94
Kapitel 8 - Licht außerhalb des Studios 108
Kapitel 9 - Der Preis einer einzigen Stimme 121
Kapitel 10 - Die geflüsterte Wahrheit 134
Kapitel 11 - Was ich wirklich brauche 147
Kapitel 12 - Das Datum, das ich nicht vergessen konnte 161
Kapitel 13 - Bedingungen, die ich nicht akzeptieren werde 173
Kapitel 14 - Zwischen dem, was ich fühle, und dem, was ich weiß 184
Kapitel 15 - Alles, was du wusstest 195
Kapitel 16 - Die Stille, für die ich mich entschied 209
Kapitel 17 - Mit meiner eigenen Stimme 220
Kapitel 18 - Ohne Anspruch auf eine Antwort 231
Kapitel 19 - Auf beiden Seiten der Wahrheit 242
Kapitel 20 - Zu echt, um zu vergessen 254

INTRO

Zum ersten Mal seit drei Jahren hatte ich vor, etwas ausschließlich für mich selbst zu tun. Ohne meine Entscheidung mit jemandem abzusprechen, ohne erklären zu müssen, warum es sich lohnte, ein Risiko einzugehen, und ohne mir einen bequemen Rückweg offenzuhalten. An diesem Freitagnachmittag stand ich vor den verglasten Türen eines Radiostudios in Bydgoszcz, unter dem Arm meinen Laptop und eine Mappe mit einem Projekt, das mein berufliches Leben verändern konnte. In meiner Manteltasche steckte das Handy mit einer Nachricht von einem Mann, den ich noch nie getroffen hatte. Zumindest glaubte ich das damals.

Hinter der Glasscheibe justierte jemand ein Mikrofon. Die rote Lampe über dem Eingang zum Regieraum war noch aus, doch aus den Lautsprechern im Flur drang ein Ausschnitt aus einer Aufnahme: die Stimme einer Frau, die von der Rückkehr in ein Zuhause erzählte, das es nicht mehr gab. Ich blieb stehen, weil ich die leichte Verzerrung am Ende ihres Satzes bemerkte. In meinen achtundzwanzig Lebensjahren hatte ich gelernt, vieles zu ignorieren, aber einen falsch eingestellten Kompressor konnte ich nicht überhören.

— Sind Sie für den Workshop hier? — fragte die Empfangsdame.

— Sandra Wrona. Tonschnitt.

Die Frau fand meinen Namen auf der Liste und reichte mir einen Ausweis.

— Gruppe zwei. Der Raum am Ende des Flurs. Der Kursleiter hat darum gebeten, dass alle ihre Materialien vor Beginn auf dem gemeinsamen Laufwerk ablegen.

— Und wenn ich sie lieber persönlich zeigen möchte?

Die Empfangsdame lächelte mit professioneller Geduld.

— Dann müssen Sie den Kursleiter überzeugen.

Genau das hatte ich vor.

Ich war für einen sechswöchigen Workshop zur Produktion von Hörspielen gekommen und hatte mein eigenes dokumentarisches Projekt mitgebracht. Der Arbeitstitel lautete „Zwischen den Sätzen“, und es bestand aus den Stimmen von Menschen, die über Jahre hinweg enge Beziehungen gepflegt hatten, ohne ihre Gesprächspartner jemals zu sehen. Mich interessierten weder Internetbetrügereien noch sensationslüsterne Geschichten. Ich wollte verstehen, was mit einem Menschen geschah, wenn die Stimme oder die geschriebenen Worte eines anderen wichtiger wurden als dessen tatsächliche Anwesenheit.

Das Thema war nicht zufällig gewählt.

Seit fast zwei Jahren schrieb ich mit jemandem, der im Netz das Pseudonym Norden verwendete. Wir hatten uns in einem kleinen Forum über Hörspiele kennengelernt, während einer Diskussion über das Ende einer bestimmten Produktion. Ich war der Meinung gewesen, die Protagonistin hätte gehen sollen. Er behauptete, Mut bestehe manchmal darin, zu bleiben. Drei Abende lang hatten wir gestritten, bevor er zugab, dass meine Argumente besser waren.

Seitdem unterhielten wir uns beinahe jeden Tag.

Wir kannten weder unsere Nachnamen noch unsere Berufe oder genauen Adressen. Er wusste, dass ich in Bydgoszcz lebte und mit Ton arbeitete. Ich wusste, dass er schrieb und oft unterwegs war. Fotos hatten wir nie ausgetauscht. Anfangs war es mir wie ein Spiel erschienen,

später wurde es zu einer Regel, die keiner von uns brechen wollte.

Bei ihm konnte ich zugeben, dass ich Angst vor Mittelmäßigkeit hatte. Dass ich manchmal die Hilfe anderer ablehnte, bevor sie überhaupt angeboten wurde, weil ich nicht noch einmal hören wollte, dass ich ohne die Unterstützung eines anderen nicht viel erreichen würde. Norden antwortete nicht mit Trost. Er stellte Fragen, denen ich am liebsten ausgewichen wäre.

Am Abend zuvor hatte er geschrieben:

Wenn du dieses Projekt wirklich machen willst, hör auf darauf zu warten, dass jemand entscheidet, du seist bereit.

Ich hatte ihm erst am Morgen geantwortet.

Ich fahre heute los, um für mein eigenes Hörspiel zu kämpfen. Frag nicht wohin. Ich will nichts verschreien.

Werde ich nicht. Aber wenn du zurückkommst, will ich hören, dass du niemandem das Recht über deine eigene Geschichte überlassen hast.

Jetzt, während ich im Flur des Radiostudios stand, las ich die Nachricht noch einmal. Trotz meiner Nervosität musste ich lächeln. Norden besaß ein unerträgliches Talent dafür, Sätze zu formulieren, die länger bei mir blieben, als sie sollten.

Ich steckte das Handy weg und ging in den Raum.

An einem langen Tisch saßen etwa ein Dutzend Menschen. An der Wand hing ein Bildschirm mit dem Workshopplan, daneben war ein Abhörplatz eingerichtet worden. Ich erkannte zwei Tontechnikerinnen von lokalen Radiosendern und einen Produzenten, mit dem ich früher

einmal zusammengearbeitet hatte. Ich begrüßte sie kurz und wählte einen Platz in der Nähe des Ausgangs.

— Sandra? — hörte ich eine vertraute Stimme.

Ich drehte mich um. An der Tür stand Magda, die Koordinatorin des Workshops.

— Ich dachte, du hättest abgesagt.

— Warum?

— Du hast die Einwilligung zur Freigabe deiner Materialien nicht geschickt.

— Weil ich sie in dieser Form nicht unterschreiben werde.

Magda seufzte.

— Ich wusste, dass es mit dir Probleme geben würde.

— Wir können es auch Sorgfalt beim Urheberrecht nennen.

— Können wir. Aber Emil muss dein Projekt genehmigen.

Ich zog die Stirn kraus.

— Emil?

— Jarosz. Hörspielautor. Er leitet den dramaturgischen Teil und entscheidet, welche Projekte in der Abschlusspräsentation gezeigt werden.

Sein Name war mir bekannt. Ich hatte mehrere seiner Produktionen gehört, darunter eine, deren Ende ich für hervorragend hielt, auch wenn ich das öffentlich niemals zugegeben hätte. Er war bekannt für sparsame Dialoge und für seine Fähigkeit, gewöhnliches Schweigen zum wichtigsten Moment einer Szene zu machen.

— Und wenn ich der gemeinsamen Lizenz nicht zustimme? — fragte ich.

— Sprich mit ihm. In zehn Minuten fangen wir an.

Magda ging und ließ mich mit dem unangenehmen Gefühl zurück, dass mein sorgfältig vorbereiteter Plan schon vor dem eigentlichen Beginn verteidigt werden musste.

Ich klappte meinen Laptop auf. Auf dem Bildschirm erschien das Projekt einer Schnittsession mit mehreren Dutzend Spuren, Aufnahmen von Atemzügen, Schritten und Stimmen. Ich bewegte den Cursor zur letzten Szene. Darin sprach eine ältere Frau über einen Mann, mit dem sie vierzig Jahre lang korrespondiert hatte. Sie hatten sich nie getroffen. Als er starb, erbte sie von ihm eine Schachtel voller Briefe.

Diese Aufnahme sollte das Herz meines Hörspiels werden.

— Ein interessanter Ort für Stille.

Der Mann, der neben meinem Stuhl stand, deutete auf einen Abschnitt der Spur, in dem ich fast sieben Sekunden lang überhaupt keinen Ton gelassen hatte.

Ich sah auf.

Er war Mitte dreißig, hatte dunkles Haar, die Ärmel seines anthrazitfarbenen Hemdes hochgekrempelt und das Gesicht eines Menschen, der selten etwas sagte, nur um eine Pause zu füllen. In einer Hand hielt er einen Kaffeebecher, die andere lag locker auf der Lehne des Nachbarstuhls.

— Das ist keine Leerstelle — antwortete ich. — Dort trifft die Protagonistin eine Entscheidung.

— Ohne Worte?

— Nicht jede Entscheidung muss ausgesprochen werden.

Er betrachtete mich mit einer Aufmerksamkeit, die mehr mit echtem Interesse als mit Höflichkeit zu tun hatte.

— Und woher soll der Hörer wissen, dass die Aufnahme nicht einfach zu Ende ist?

— Wenn ich die fünf Minuten davor gut erzählt habe, wird er es wissen.

Auf seinen Lippen erschien ein kaum wahrnehmbares Lächeln.

— Eine mutige Annahme.

— Mir sind mutige Annahmen lieber, als alles dreimal erklären zu müssen.

Einen Moment lang sahen wir einander an. Er wich meinem Blick nicht aus, versuchte aber auch nicht, mehr Raum einzunehmen, als ich ihm zugestand. Mir fiel eine kleine Narbe an seiner Augenbraue auf und die Art, wie er meiner Antwort zuhörte, als würde er ihren Sinn tatsächlich abwägen.

— Emil Jarosz — stellte er sich vor.

Ich stand auf.

— Sandra Wrona.

Er gab mir die Hand. Seine Hand war warm, der Griff bestimmt, ohne demonstrative Selbstsicherheit.

— Ich habe den Titel Ihres Projekts auf der Liste gesehen. Ich würde es mir gern vollständig anhören.

— Unter der Bedingung, dass Sie nicht versuchen, mein Ende zu verbessern.

Er lachte leise.

— Das kann ich nicht versprechen.

Jemand rief ihn aus dem Regieraum. Er drehte den Kopf, antwortete mit einem knappen „Gleich“ und blieb noch einen Moment bei meinem Platz stehen.

— Eine Frage, Frau Wrona. Warum ausgerechnet Menschen, die sich nie getroffen haben?

Ich zögerte. Ich hätte meine vorbereitete Antwort über die Intimität digitaler Kommunikation geben können, aber irgendetwas in seinem Blick ließ sie plötzlich falsch klingen.

— Weil es manchmal leichter ist, jemandem die Wahrheit zu sagen, der nicht weiß, wie wir aussehen.

Emil wurde ernst.

— Und wenn er es dann weiß?

Ich fand nicht sofort eine Antwort.

— Dann beginnt der schwierigere Teil — sagte ich schließlich.

Er nickte, als hätte er etwas Wichtiges gehört, und ging in Richtung Regieraum.

Durch die Glastür sah ich, wie er mit dem Tontechniker sprach. Er nahm seine Uhr ab, legte sie neben das Mischpult und beugte sich über den Bildschirm. Er wirkte wie ein Mensch, der sich vollkommen auf das konzentrierte, was er gerade tat. Diese Sicherheit in seinen Bewegungen faszinierte mich stärker, als ich mir eingestehen wollte.

Mein Handy vibrierte.

Norden: Und? Hast du es hingeschafft, ohne im letzten Moment doch noch zu fliehen?

Ich sah auf die Nachricht und war überrascht, wie genau sie traf.

Sandra: Ich bin da. Habe gerade einen Mann kennengelernt, der wahrscheinlich versuchen wird, mir mein Ende kaputtzumachen.

Die Antwort kam wenige Sekunden später.

Norden: Vielleicht will er nur herausfinden, ob du wirklich weißt, warum du gerade dieses Ende gewählt hast.

Ich hob den Blick.

Hinter der Glasscheibe legte Emil Jarosz sein Handy mit dem Display nach unten. Dann sah er in Richtung des Raumes. Unsere Blicke trafen sich durch zwei Glasscheiben und mehrere Meter Flur.

Ich hatte keinen Grund, diese beiden Dinge miteinander zu verbinden. Menschen lasen den ganzen Tag Nachrichten und legten danach ihre Telefone weg. Trotzdem konnte ich den Blick einen Moment lang nicht von ihm lösen.

Auf meinem Display erschien noch ein Satz.

Norden: Lass ihn nur nicht für dich entscheiden.

Diesmal antwortete ich nicht.

Ich sah den Mann hinter der Scheibe an, der sich gerade wieder dem Mischpult zuwandte, und fragte mich, warum mir die Stimme eines Menschen, den ich erst vor wenigen Minuten kennengelernt hatte, auf seltsame Weise vertraut erschienen war.

Und warum ich zum ersten Mal seit Langem wollte, dass jemand, der meine wahrsten Worte kannte, auch den Mut fand, mich selbst kennenzulernen.

Kapitel 1 - Die Stimme auf der anderen Seite

Der Workshop begann mit etwas, das ich noch mehr hasste als schlecht geschnittene Dialoge: Wir sollten uns vor einer Gruppe von Menschen vorstellen, die so taten, als würden sie sich die Namen der anderen merken. Jeder sollte erzählen, womit er sich beschäftigte und warum er nach Bydgoszcz gekommen war. Ich saß am Ende des Tisches, drehte meinen Namensausweis zwischen den Fingern und hörte Geschichten über berufliche Ambitionen, Kreativität und das Bedürfnis, neue Ausdrucksformen zu finden. Alle klangen, als hätten sie ihre Beiträge vor dem Spiegel geübt. Auch ich hatte drei Sätze vorbereitet, doch nach meinem Gespräch mit Emil Jarosz hatte ich keine Lust mehr, irgendetwas auswendig aufzusagen.

Der Kursleiter stellte sich neben den Bildschirm und schaltete die Präsentation aus. Ohne sie wirkte er weniger offiziell und dadurch noch interessanter. Er war vierunddreißig Jahre alt, wie ich zuvor in seiner beruflichen Biografie gelesen hatte, und besaß jene Gelassenheit, die Menschen gewöhnlich erst entwickelten, wenn sie aufhörten, allen ihren Wert beweisen zu wollen. Er versuchte nicht, jemanden zu beeindrucken. Als einer der Teilnehmer mehrere Minuten lang von seinen Erfolgen erzählte, hörte Emil geduldig zu und fragte anschließend, welche Geschichte dieser Mann eigentlich wirklich erzählen wollte.

Es wurde still.

— Genau deshalb sind wir hier — sagte Emil. — Mich interessiert nicht, wie gut Sie über Ihre Projekte sprechen

können. Mich interessiert, ob Sie es schaffen, dass jemand sie hören möchte.

Als ich an der Reihe war, stand ich ohne meine Notizen auf.

— Sandra Wrona. Ich arbeite im Tonschnitt, hauptsächlich an Reportagen und kurzen dokumentarischen Formaten. Ich habe ein Projekt über Beziehungen mitgebracht, die ausschließlich durch Worte existieren. Ich möchte es verwirklichen, ohne den Protagonisten Gefühle zuzuschreiben, die sie selbst nie ausgesprochen haben.

Emil lehnte sich gegen den Tisch.

— Und wenn die Gefühle wichtiger sind als die ausgesprochenen Worte?

— Dann muss man lernen, auf die Stille zu hören.

Einige Teilnehmer drehten die Köpfe zu mir. Emil lächelte kaum merklich.

— Ich beginne zu vermuten, dass wir gut zusammenarbeiten werden.

— Das hängt davon ab, wie Sie gute Zusammenarbeit definieren.

— Darauf kommen wir noch zurück.

Ich setzte mich und verspürte eine beunruhigende Zufriedenheit. Nicht, weil es mir gelungen war, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Vielmehr, weil er meine Antwort ernst genommen hatte. In den vergangenen Jahren war ich zu vielen Menschen begegnet, die eine Toneditorin für jemanden hielten, der Störgeräusche entfernte, und nicht für eine Mitgestalterin der Geschichte. Emil schien den Unterschied zu verstehen.

Nach dem organisatorischen Teil verteilte Magda den Zeitplan. Der Workshop umfasste sechs Wochen Teamarbeit, dramaturgische Beratungen und eine Abschlusspräsentation vor Vertretern mehrerer Radiosender und unabhängiger Produzenten. Drei ausgewählte Hörspiele sollten die Möglichkeit erhalten, im Rahmen eines Partnerprogramms weiterentwickelt zu werden. Eine Ausstrahlung wurde nicht garantiert, doch für mich war es die Chance, endlich aus dem Schatten fremder Namen herauszutreten.

Das Problem tauchte auf, als die Regeln besprochen wurden.

— Die Materialien, die bei der Präsentation verwendet werden, müssen dem Veranstalter in dem Umfang zur Verfügung gestellt werden, der für die Vorführungen und die Bewertung des Projekts erforderlich ist — erklärte Magda. — Die entsprechenden Einverständniserklärungen unterschreiben wir vor Beginn der Produktionsarbeit.

Ich hob die Hand.

— Und wenn der Urheber eigene Vereinbarungen mit den aufgenommenen Personen hat und diese Rechte nicht übertragen darf?

— Solche Fälle prüfen wir individuell.

— Im Formular habe ich diese Möglichkeit nicht gefunden.

Emil sah über den ausgedruckten Zeitplan hinweg zu mir.

— Wir sprechen nach dem Unterricht darüber.

— Mir wäre es lieber, wenn wir das jetzt klären, damit alle die Regeln kennen.

Einen Moment lang betrachtete er mich schweigend. Er wirkte nicht beleidigt.

— In Ordnung. Der Veranstalter benötigt eine begrenzte Einwilligung zur Präsentation, nicht das Recht, über das gesamte Werk zu verfügen. Das Formular ist tatsächlich zu weit gefasst. Ich werde um eine überarbeitete Fassung bitten.

Mit einem so schnellen Zugeständnis hatte ich nicht gerechnet. Eigentlich hatte ich bereits mehrere Argumente vorbereitet und wusste nun nicht, wohin damit.

— Danke — sagte ich.

— Bedanken Sie sich nicht für etwas, das selbstverständlich sein sollte.

In seiner Stimme lag keine Ironie. Diesen Satz behielt ich deutlicher in Erinnerung als die gesamte vorangegangene Präsentation.

Vor der Pause sollten die Teilnehmer Ausschnitte ihrer Projekte vorspielen. Meines wurde als drittes ausgewählt. Als die Stimme der älteren Frau aus den Lautsprechern erklang, hörte ich auf, den Raum zu beobachten. Ich kannte jedes Zögern in ihrer Stimme und jedes Knarren des Stuhls. Ich hatte so viele Stunden mit dieser Aufnahme verbracht, dass ich sie ohne Kopfhörer in meiner Erinnerung abspielen konnte.

Die Frau erzählte vom letzten Brief des Mannes, den sie aus der Ferne geliebt hatte. Sie sagte, sie habe gewusst, wie er seine Kommas setzte, aber nie erfahren, wie er aussah, wenn er lachte.

Dann folgte die Stille.

Sieben Sekunden.

Niemand bewegte sich.

Als die Aufnahme zu Ende war, schaltete Emil das Licht nicht sofort wieder ein.

— Ist diese Stille authentisch? — fragte er.

— Ja. Ich habe sie nicht gekürzt.

— Gut.

Nur dieses eine Wort. Und doch hörte ich darin eine Anerkennung, nach der ich mich schon lange gesehnt hatte.

Nach einem Moment machte er das Licht an.

— Ich habe einen Einwand gegen den Aufbau. Der Hörer lernt über weite Strecken nur eine Seite dieser Beziehung kennen. Ich weiß nicht, wer der abwesende Mann war. Und ich weiß nicht, ob die Autorin überhaupt möchte, dass ich ihn kennenlerne.

— Weil diese Geschichte der Frau gehört, die zurückgeblieben ist — antwortete ich.

— Natürlich. Aber wenn du von zwei Menschen erzählst, kannst du nicht so tun, als existiere der andere ausschließlich in der Vorstellung des ersten.

Das war vernünftig. Genau deshalb ärgerte es mich so sehr.

— Ich werde ihm keine Stimme erfinden.

— Ich bitte dich nicht, etwas zu erfinden. Ich bitte dich zu prüfen, ob das Fehlen seiner Stimme eine bewusste künstlerische Entscheidung ist oder ein bequemer Weg, einer schwierigen Frage auszuweichen.

Ich sah ihn aufmerksam an.

— Sprechen Sie immer so mit Menschen?

— Wie denn?

— Als würden Sie die Antwort kennen, wollten aber, dass die anderen selbst darauf kommen.

Für einen kurzen Augenblick nahm sein Gesicht einen schwer zu deutenden Ausdruck an.

— Ich kenne nicht immer die Antwort, Frau Wrona.

Wir setzten das Gespräch nicht fort. Magda kündigte die Pause an, und ich ging mit dem Gefühl auf den Flur, dass gerade jemand den schwächsten Punkt meines Projekts berührt hatte.

Am Kaffeeautomaten holte ich mein Handy heraus. Auf dem Bildschirm wartete eine Nachricht von Norden.

Wie lief die erste Auseinandersetzung?

Sandra: Ich bin auf einen Mann gestoßen, der glaubt, meine Geschichte besser zu kennen als ich.

Norden: Vielleicht hat er darin etwas gesehen, das du selbst noch nicht sehen willst.

Ich presste die Lippen zusammen.

Sandra: Musst du immer die andere Seite verteidigen?

Norden: Nur wenn die erste außergewöhnlich stur ist.

Ich schüttelte den Kopf. Er kannte mich viel zu gut. Er wusste, dass mir gewöhnlich die Argumente ausgingen, sobald ich das Wort „immer“ verwendete.

— Der Automat schluckt Münzen — sagte jemand hinter mir.

Emil stand ein paar Schritte entfernt und hielt seinen eigenen Becher in der Hand.

— Vielleicht versucht er, den Koffeinkonsum einzuschränken — erwiderte ich.

— Dann ist er verantwortungsbewusster als die meisten Menschen in diesem Gebäude.

Er trat an den Automaten und drückte einen Knopf, den ich zuvor übersehen hatte. Die Maschine gab ein protestierendes Geräusch von sich und setzte sich anschließend ganz normal in Betrieb.

— Nicht alles muss man mit Gewalt reparieren — sagte er.

— Das werde ich mir merken. Könnte bei unseren Beratungen nützlich sein.

Er lachte. Aus der Nähe bemerkte ich hellere Strähnen in seinem dunklen Haar und eine kleine Falte, die sich neben seinem linken Auge bildete. Er roch nach Kaffee und etwas Frischem, vielleicht Zedernholz. Ich nahm diese Einzelheiten mit einer ärgerlichen Genauigkeit wahr.

— Darf ich etwas zu Ihrem Projekt vorschlagen? — fragte er.

— Sie können es versuchen.

— Lassen wir den Aufbau für einen Moment beiseite. Ich möchte, dass Sie die ersten fünf Minuten ohne Musik und ohne atmosphärische Hintergrundgeräusche abspielen. Nur die Stimme.

— Warum?

— Weil ich hören möchte, was bereits vorhanden ist, bevor wir anfangen, irgendetwas hinzuzufügen.

Diesmal fand ich keinen Grund zu widersprechen.

Als wir in den Raum zurückkehrten, vibrierte mein Handy erneut.

Norden: Und denk daran, dass die ehrlichste Antwort manchmal darin besteht, zuzugeben, dass man etwas noch nicht weiß.

Ich las den Satz zweimal.

Emil blieb an der Tür stehen.

— Alles in Ordnung?

— Ja. Jemand erteilt mir gerade ungefragt Ratschläge.

— Gute?

— Leider.

Er lächelte, wurde dann aber wieder ernst.

— Seien Sie vorsichtig mit Menschen, die immer wissen, was Sie tun sollten.

— Warum?

— Weil man ihre Gewissheit leicht mit der eigenen verwechseln kann, selbst wenn sie manchmal recht haben.

Das klang so vertraut, dass mir für einen Moment die Worte fehlten.

Die eigentliche Konfrontation fand eine Stunde später statt, als Emil mich zu einer Einzelberatung in einen kleinen Regieraum bat. In dem Raum standen zwei Sessel, ein Mischpult und ein riesiges Fenster mit Blick ins Aufnahmestudio. Wir setzten uns nebeneinander und hielten angemessenen Abstand, doch trotzdem schien der Raum plötzlich kleiner geworden zu sein.

Emil öffnete meine Projektdatei.

— Ich möchte eine Änderung an der Erzählweise vorschlagen.

— Und ich möchte die Kontrolle über mein Material behalten.

— Das eine schließt das andere nicht aus.

— Kommt darauf an, was Sie vorschlagen.

Er verschob die Markierung auf dem Bildschirm zu einer Stelle, an der die Protagonistin von der ersten Nachricht erzählte, die sie erhalten hatte.

— Ich würde gern erreichen, dass der Hörer vor dem Finale einige authentische Briefe zu hören bekommt. Nicht als nachgestellte Dialoge, sondern als eigenständige Erzählebene. Wir könnten Archivaufnahmen verwenden, auf denen die Briefe vorgelesen werden, falls solche existieren. Oder wir bereiten eine Lesung vor und kennzeichnen deutlich, dass es sich um eine Interpretation handelt.

— Ich habe keine Erlaubnis, die private Korrespondenz zu veröffentlichen.

— Ich weiß. Deshalb spreche ich von einer Möglichkeit, nicht von einer fertigen Lösung.

— Und wenn die Frau ablehnt?

— Dann finden wir einen anderen Weg. Aber wir müssen sie fragen.

Ich wandte mich ihm zu.

— Ich werde sie nicht unter Druck setzen, nur weil die Abschlussjury ein stärkeres Ende braucht.

Auch Emil drehte sich zu mir. Zwischen uns lag kaum mehr als die Breite der Armlehnen.

— Ich will kein stärkeres Ende für die Jury. Ich will eine ehrlichere Geschichte. Das ist ein Unterschied.

— Ehrlicher für wen?

— Für den Hörer. Und für deine Protagonistin.

Zum ersten Mal an diesem Tag duzte er mich. Ich bemerkte es sofort. Ich korrigierte ihn nicht.

— Wenn ich eine solche Entscheidung treffen soll, brauche ich die Sicherheit, dass niemand mein Material ohne meine Zustimmung verwendet.

— Du hast mein Wort.

— Dein Wort reicht nicht.

Er schwieg. Er war weder beleidigt noch versuchte er, mich mit einem weiteren Argument zu überzeugen. Stattdessen schloss er einfach die Datei und nahm die Hände von der Tastatur.

— Dann halten wir die Regeln schriftlich fest.

Erst in diesem Moment begann ich, ihm wirklich zuzuhören.

Während unseres Gesprächs erschien auf dem Monitor eine Benachrichtigung von einer Kommunikationsplattform, die ich selbst seit Jahren nutzte. Das Symbol war unverwechselbar: ein kleines weißes Mikrofon auf dunkelblauem Hintergrund. Emil schloss die Benachrichtigung rasch. Ich hatte keinen Grund, mich für seine privaten Nachrichten zu interessieren, aber ich erkannte die Anwendung.

— Du benutzt auch Stimme nach Feierabend? — fragte ich.

Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte er.

— Hin und wieder.

— Ich dachte, alle Profis wären längst woandershin gewechselt.

— Manche mögen die alten Orte.

— Ich auch.

Ich lächelte, als ich an meine erste Diskussion mit Norden dachte.

— Ich habe mich dort einmal mit jemandem über das Ende eines Hörspiels gestritten. Er fand, die Protagonistin hätte bleiben sollen.

Emil antwortete nicht sofort.

— Und du?

— Ich fand, sie hätte gehen sollen.

— Und wer hat gewonnen?

— Ich. Natürlich.

Er legte den Kopf zurück, als müsste er ein Lachen unterdrücken.

— Selbstverständlich.

In seinem Ton lag etwas so Vertrautes, dass ich verstummte.

— Welchen Benutzernamen verwendest du? — fragte ich.

Er sah auf den Bildschirm.

— Warum fragst du?

— Aus Neugier.

— Und du?

Zwei Jahre lang hatte ich diesen einen Teil meines Lebens vor Fremden geschützt. Ich hatte nicht vorgehabt, ihn einem Mann zu offenbaren, den ich erst seit wenigen Stunden kannte. Und trotzdem verspürte ich plötzlich den Wunsch, meinen eigenen Verdacht zu überprüfen.

— Latarnia.

Emil hob langsam den Blick.

Es entstand eine Stille, die anders war als alle, die wir bisher gemeinsam analysiert hatten.

— Latarnia — wiederholte er.

— Kennst du den Namen?

Statt zu antworten, nahm er sein Handy heraus. Einen Moment lang betrachtete er den Bildschirm, dann legte er das Gerät zwischen uns, sodass ich die geöffnete Unterhaltung sehen konnte.

Oben stand mein Benutzername.

Latarnia.

Darunter die letzte Nachricht, die ich Norden geschickt hatte.

Musst du immer die andere Seite verteidigen?

Es fühlte sich an, als hätte jemand plötzlich den gesamten Raum stummgeschaltet.

— Nein — sagte ich.

Emil bewegte sich nicht.

— Sandra ...

— Nein. Das ist unmöglich.

Zwei Jahre lang hatte ich mir den Menschen auf der anderen Seite des Bildschirms auf Dutzende verschiedene Arten vorgestellt. Aber niemals hatte ich ihn in einem gut geschnittenen anthrazitfarbenen Hemd gesehen, neben mir an einem Radiomischpult sitzend.

— Norden? — fragte ich beinahe flüsternd.

Er nickte.

Er beobachtete mich aufmerksam, als warte er auf eine Reaktion, die er nicht vorhersehen konnte.

— Bist du es wirklich?

— Ja.

Ich lachte kurz auf, eher aus Unglauben als aus Belustigung.

— Wir sprechen seit zwei Jahren fast jeden Tag miteinander, und du hast einen halben Tag lang mein Projekt kritisiert?

— Ich wusste nicht, dass du es so auffassen würdest.

— Wie hätte ich es denn auffassen sollen?

— Als Gespräch zwischen zwei Menschen, die nicht immer einer Meinung sind.

Das war genau die Art von Antwort, die Norden gegeben hätte.

Plötzlich erinnerte ich mich an all unsere nächtlichen Unterhaltungen. An Sätze, die wir um zwei Uhr morgens verschickt hatten. An Geständnisse, die ich niemals laut ausgesprochen hatte. An die Momente, in denen ich ihm von meiner Einsamkeit schrieb und er nicht versuchte, sie sofort zu beseitigen.

Jetzt saß dieser Mensch neben mir. Ich konnte seine Hände sehen, seinen Atem hören und die Anspannung in seiner Kieferpartie erkennen.

— Wann hast du es geahnt? — fragte ich.

Emil zögerte.

— Deine Worte darüber, auf die Stille zu hören … Und dann hast du das Forum erwähnt.

— Also heute?

— Sandra, das ist für uns beide ziemlich viel auf einmal.

Er hatte nicht direkt geantwortet. Damals nahm ich an, dass auch er versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

— Warum hast du nicht früher etwas gesagt?

— Ich wollte sicher sein, dass du es wirklich bist.

Das klang nicht vollkommen überzeugend, aber die Situation war zu außergewöhnlich, als dass ich begonnen hätte, ihn zu verhören.

Eine Weile schwiegen wir beide.

— Weißt du, was das Schlimmste daran ist? — fragte ich schließlich.

— Was?

— Dass ich mir zwei Jahre lang deine Stimme vorgestellt habe. Und jetzt muss ich alles korrigieren.

Er lächelte langsam.

— Unterscheidet sie sich sehr von der, die du dir vorgestellt hast?

Ich sah ihn an. Die warme, leicht heisere Stimme, die ich seit Beginn des Workshops gehört hatte, bekam plötzlich eine völlig neue Bedeutung.

— Das weiß ich noch nicht — gab ich zu.

Emil schob sein Handy beiseite.

— Wir können weiterhin so miteinander reden wie früher.

— Nein, das können wir nicht.

Sein Lächeln verschwand.

— Warum nicht?

— Weil du früher nicht wusstest, wie ich aussehe, wenn du etwas vor mir verbirgst. Und jetzt werde ich es sehen können.

Ich sagte es halb im Scherz. Noch wusste ich nicht, wie wahr diese Worte einmal werden würden.

Kapitel 2 - Ohne Anonymität

Am Montagmorgen fand ich eine Nachricht von Emil Jarosz in meinem E-Mail-Postfach. Nicht von Norden. Sondern von dem Mann, dessen Nachname in der Signatur einer geschäftlichen E-Mail stand, neben einer Telefonnummer und dem Namen des Studios.

Der Betreff lautete: „Zwischen den Sätzen — Vorschlag für die Zusammenarbeit“.

Ich öffnete den Anhang, noch bevor ich meinen Mantel ausgezogen hatte. Das Dokument umfasste vier Seiten. Emil hatte den Umfang der Beratungen, den Zeitplan, die Art der Bereitstellung der Aufnahmen und das Verfahren zur Genehmigung von Änderungen festgelegt. Der wichtigste Satz stand gleich am Anfang: Die Rechte am Ausgangsmaterial und an der endgültigen Autorenfassung blieben bei mir. Der Veranstalter erhielt lediglich eine begrenzte Erlaubnis, ausgewählte Ausschnitte während des Workshops und der Abschlusspräsentation zu verwenden.

Ich las diese Passage zweimal.

Am Freitag hatten wir uns nach der Entdeckung unserer Internetbekanntschaft in einer so peinlichen Atmosphäre verabschiedet, dass ich bis spät am Abend nicht entscheiden konnte, ob ich amüsiert, beschämt oder wütend war. Über das Wochenende hatten wir nur wenige Nachrichten ausgetauscht. Keiner von uns wusste, wie er dem anderen schreiben sollte, nachdem die Anonymität, die uns erlaubt hatte, beinahe alles zu sagen, plötzlich nicht mehr existierte.

Jetzt hatte Emil mir ein Dokument geschickt, das bewies, dass er meine Bedenken ernst genommen hatte.